

Im Steigen.

Novelle
von
Hans Warring.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Die schöne Frau hatte Herrn Ritter höflich zugehört, allein ihr Blick, der bald gleichgiltig in die Weite schweifte, bald mit dreistem Forschen auf dem belebten, ausdrucksvollen Gesichte des jungen Mädchens ruhte, bewies ihm, daß seine geschäftlichen Interessen keine Theilnahme bei ihr fanden.

„Ich würde es sehr bedauern, wenn Sie Verluste hätten, hoffen wir das Beste!" sagte sie kühl. „Im Uebrigen muß ich zu meinem Bedauern gestehen, daß ich von Geschäften gar nichts verstehe. Ich habe bis jetzt nicht einmal gewußt, daß in Holz große Werthe stecken können. Aber ich will Sie nicht länger stören, lieber Stadtrath, Ihr freundliches Anerbieten hinsichtlich der Blumen aus dem Gewächshaus nehme ich an. Ich werde meine Auswahl treffen und dem Gärtner Befehl geben, sie herauf zu schaffen."

„Ich bitte darum, gnädige Frau!"

Sie hatte die lange Schleppe ihres Morgenkleides zusammengerafft und schritt der Treppe zu. „Ich muß Ihnen noch meine Anerkennung aussprechen," sagte sie, wieder stehen bleibend. „Die Gartenwege sind in diesem Jahre außerordentlich gut. Selbst in den prinzlichen Parks habe ich keinen festeren Kiesgrund gefunden. Wenn ich nach einem Regentage, wie dem gestrigen, mit solchen Schuhen" — und sie zeigte einen kleinen zierlichen, elegant beschuhten Fuß — „durch den Garten gehen kann, so bedeutet das soviel, daß Sie sich wirklich Mühe gegeben haben, mich zufrieden zu stellen."

„Es freut mich, daß es mir gelungen ist, gnädige Frau!"

„Es ist Ihnen gelungen, ich bin zufrieden!" sagte sie mit ihrem hellen, etwas scharf klingenden Lachen. Dann schritt sie leicht und behende die Stufen hinauf. Oben angelangt, blickte sie noch einmal zurück und nickte dem Stadtrath zu. „Leben Sie wohl!" rief sie mit der Hand winkend. Dann verschwand sie hinter den grünen Büschen. An Marie war sie vorübergegangen, als wäre diese eitel Luft.

Herr Ritter hatte sie bis zum Fuße der Treppe begleitet, und es war Marie erschienen, als ob sie wünschte, er möchte sie noch weiter begleiten. Aber er blieb stehen und begnügte sich, ihr nachzuschauen. Daß er es that, war ihm wahrlich nicht zu verdenken, denn die Frau war wunderschön mit ihrem Goldhaar, das, durch keine Frisur gehalten, ihr lang über den Rücken floß. Ihre Gestalt, zwar klein, aber von vollkommenem Ebenmaß, bewegte sich leicht und graziös.

Sie sieht nicht aus wie ein sterbliches Weib, sondern wie eine schöne Wassernixe, dachte Marie, als sie droben im Nebel verschwand. Dann wandte sie sich ihrem Vormund zu, der noch immer dastand und gedankenvoll nach der Stelle sah, wo die Nebel hinter der zierlichen Gestalt zusammengeschlagen waren. Er liebt sie immer noch, dachte Marie, und sie fühlte bei diesem Gedanken ein schmerzhaftes Zucken ihres Herzens. Im nächsten Augenblicke aber hatte der Stadtrath mit einem raschen, tiefen Athemzuge sich aufgerafft und gesellte sich zu ihr, ein heiteres, glückliches Lächeln auf dem Antlitz. Sie schritten langsam neben der Wassermauer hin. Zu ihren Füßen rauschte und brandete der Strom, sonst war Alles still rings umher. Vielleicht war es nur die drohende Stille vor dem Sturm, aber daran dachten sie jetzt nicht. Die Welt mit ihren Sorgen war vor ihnen versunken, sie fühlten nur das Glück des Augenblicks. Sie schritten neben einander hin im Gespräche vertieft, das sie weit zurückführte in vergangene Tage. Zum ersten Male sprach der Stadtrath zu ihr von seiner Kindheit, seinem Eltern-



Adolph v. Scholz, preußischer Finanzminister. (S. 347)

hause und seiner Familie. Er schien Freude daran zu finden, ihr ein Stück aus dem kleinbürgerlichen Leben seines Vaterhauses zu schildern, und aus jedem seiner Worte sprach eine pietätvolle Liebe, ein freudiger Stolz auf die Tüchtigkeit seiner schlichten Eltern. Und von ihm ging das Gerücht, daß er geldstolz und hochmüthig sei! Sie fühlte einen aufwallenden Zorn selbst gegen Tante Ernestine, die diesem Gerüchte Glauben zu schenken schien.

Und dann sprach er von seiner Mutter, und seine Stimme bebte, als er von ihrer Liebe und Zärtlichkeit erzählte. Sie war zu früh dahingegangen, sie hatte seine besten Erfolge nicht mehr gesehen. Die ersten aber, die sie noch erlebt, hätten ihr mehr Furcht als Freude gemacht, sagte er. Jedes neue Unternehmen des Sohnes hätte ihr Sorge und Angst eingeflößt.

„Sie war ihr Leben lang an Beschränkung gewöhnt und konnte sich der Fülle, die in mein Haus einkehrte, nicht unbedingt freuen. Immer war ihr zärtliches Mutterherz banger Befürchtungen und Ahnungen voll, immer bat und warnte sie, ich möchte mich mit kleinem Besitz begnügen und nicht höher hinaus wollen, als Vater und Großeltern vor mir. Und als sie endlich sah, daß ihre bangen Ahnungen nicht eintrafen, daß meine Unternehmungen keine in die Luft gebauten Schlösser, sondern feste, solide, auf sicherem Grund ruhende Häuser waren, da erst erlaubte sie mir, ihr das Leben bequem und behaglich zu gestalten. Ich habe dieses Glück nicht lange genießen dürfen!"

So sprach er, und Marie hörte mit glänzenden Augen zu. Sie war stolz darauf, daß er mit ihr von Dingen sprach, die er, wie sie wohl fühlte, keinem Fremden, Gleichgiltigen anvertrauen würde. Und diesem Manne hatte sie Gemüth abgesprochen! Du Guter, Braver, Lieber! hallte es in ihr, und ihr unbewußt führten ihre Augen eine Sprache, welcher ein rascherer Pulsschlag ihres Gefährten antwortete.

Als Marie sich von ihrem Vormunde getrennt hatte und die Terrasse zum Hause emporstieg, während er in seinem kleinen Boote hinüber zu seinen Lagerplätzen ruderte, blickte sie zu den Fenstern des Oberstocks empor, wo die schöne Frau wohnte, die einen so verhängnißvollen Einfluß auf das Leben des Mannes, mit dem sich in den letzten Tagen alle ihre Gedanken beschäftigt hatten, übte. Sie erschrak und senkte rasch den Blick. Denn oben im Fenster lehnte die junge Frau und schaute mit einem Ausdrucke auf ihrem verdüsterten Gesicht zu ihr hinab, der ihr sagte, daß sie auf ihrer Promenade an der Wassermauer beobachtet worden waren. Im nächsten Augenblicke aber hob sie wieder das Haupt. Hatten sie denn etwas Unrechtes gethan? Sie hatten eine lebhafte Unterhaltung geführt, vielleicht allerdings hatte sie allzu offen gezeigt, wie gern sie seinen Worten lauschte! Und dann, als sie schieden, hatte er ihr die Hand gereicht. Das Alles wollte noch nicht viel bedeuten, aber gewiß war sie auch beobachtet worden, wie sie hinter der Akazienhecke gestanden und ihm nachgeblickt hatte, als er mit kräftigen Ruderschlägen die hochgehenden Wellen kreuzte! Jetzt erst fiel es ihr ein, daß sie sehr lange in selbstvergessenem Schauen an der Hecke gestanden haben mußte. Eine tiefe Gluth schoß ihr in's Gesicht, ihr war's, als ob die Gefühle, von denen sie selbst in ihrem tiefsten Innern sich noch nicht Rechenschaft zu geben gewagt hatte, plötzlich und rücksichtslos an's Tageslicht gezerrt worden wären.

7.

Im Laufe des Vormittags hatte sich das Wetter geklärt. Die Nebel waren vor einem frischen Windhauche verflattert, und selbst in die grauen Wolkenmassen, die schon seit Wochen tief und schwer über der Landschaft gelagert, hatte er hin und wieder eine Lücke gerissen, daß für Augenblicke ein Fleckchen Himmelblau sichtbar wurde. In solchen Augenblicken konnten die beiden Frauen von der obersten Gartenterrasse aus das Stromgebiet weit überschauen, bis ein rasch niederrauschender Regenguß sie wieder in's Zimmer trieb. Und was sie erblickten, schien ihnen nicht eben Besorgniß erregend. Denn daß die Wiesenflächen, die sich rechts und links an den Stromufern ausdehnten, sich in einen großen See verwandelten, war man zur Zeit des Eisgangs gewöhnt. Um so größer war ihr Schreck, als sich um die Mittagszeit die Kunde in der Stadt verbreitete, der Strom sei im raschen Steigen begriffen. Der Stadtrath, der einige Minuten später in großer Aufregung zu ihnen eintrat, bestätigte diese Nachricht.

„Ja, leider ist es wahr!" sagte er, während er auf Ernestinens dringende Bitten noch eilig ein frühes Mittagsmahl einnahm. „Was ich befürchtete, ist eingetreten. Wir haben starken Nordwind, der uns die Wasser des Haffs in hohen Wellen stromaufwärts treibt. Von Süden her aber rollt ihnen der durch die Wolkenbrüche schon mächtig angeschwollene Strom entgegen. So müssen die Fluthen, da ihnen der Ausweg abgeschnitten ist, über die Ufer treten. Wenn die Deiche dem furchtbaren Andrange Stand halten, dann liegt die Sache verhältnißmäßig noch günstig. Sollte aber ein Deichbruch eintreten, dann ist die ganze Niederung den Fluthen offen, und das Elend wäre ein entsetzliches, unabsehbares!" Mit bleichen Gesichtern hatten die beiden Frauen ihm zugehört.

„Und was gedenkst Du zu thun, Fritz?"

„Zuzugreifen, wo Hilfe noth thut, zunächst auf meinen Lagerplätzen, die schon theilweise unter Wasser stehen."

„Fürchtest Du einen großen Verlust, Bruder?"

Marie fragte nicht, aber ihre weit offenen, angstvoll auf ihn gerichteten Augen redeten eine Sprache, die jedes Wort überflüssig machte.

„Ich sagte schon, daß ich Vorkehrungen getroffen habe, wenigstens die werthvollsten Hölzer zu schützen. Bleiben mir diese verschont, dann werde ich zu den am meisten Begünstigten gehören, wenn nicht, nun, dann werde ich nur zu tragen haben, was Tausende mit mir trifft. Mag kommen, was will, es wird zu überwinden sein, wenn wir Drei Schulter an Schulter zusammenstehen!"

„Ich stehe zu Dir mit Allem, was ich bin und habe!"

Er drückte der Schwester kräftig die Hand, sein Auge aber war auf das Gesicht gerichtet, das über Ernestinens Schulter zu ihm aufschaute. Hätte Marie Tausende besessen, so hätte sie auch gesagt: hier bin ich mit Allem, was ich bin und habe! Zum ersten Male drückte das Bewußtsein ihrer Armuth sie nieder. Und doch, hatte er nicht gesagt: wenn wir Drei zusammenstehen? — wir Drei! In diesem „Wir" lag ein beglückender Sinn, und im Ton seiner Stimme, in seinem Blicke lag noch mehr, als in diesem bedeutungsvollen Wir.

Einen Augenblick standen sie Hand in Hand, Auge in Auge, dann wandte er sich und verließ rasch das Zimmer. —

Es war ein Bild regster Thätigkeit, bewegtesten Lebens, das sich vor den Augen der an der Wassermauer Versammelten auf den Lagerplätzen jenseit des Stromes entfaltete. Nicht nur Marie und Ernestine standen da und spähten klopfenden Herzens hinüber, auch die Nachbarinnen aus dem Oberstock und ein großer Kreis ihrer Bekannten und Verwandten waren herbeigeeilt, um von dem hochgelegenen Ritter'schen Garten aus das weite Stromgebiet zu überschauen. Am meisten aber wurde das Interesse von dem rüstigen Schaffen in Anspruch genommen, das drüben herrschte. Da lagen vor der Landungsbrücke des Zimmerplatzes einige jener breiten, flachen, vielfassenden Kähne, welche den Verkehr auf dem Strome vermitteln, und hundert Hände waren geschäftig, das in Stapeln aufgeschichtete, bereits zu einem fertigen Ganzen verarbeitete Holzwerk zu verladen. Man sah, wie sehr Eile noth that. Denn schon stieg die trübe Fluth bis über die Landungsbrücke und umspülte die Füße der Arbeitenden. Man wußte, daß in diesen dem Ansehen nach so einfachen Hölzern ein großer Werth enthalten war. Denn in ihrer Gesammtheit bildeten sie einen vollständigen Bau, eine jener hübschen, an Schweizerhäuser erinnernden Villen, die man in Badeorten so häufig sieht. Auch diese war bestimmt, ein vielbesuchtes, unweit der Strommündung gelegenes Seebad zu schmücken, und noch heute früh hatte der Stadtrath mit freudiger Genugthuung betont, daß das schöngelungene Werk, die Bestellung eines der reichen Kaufherren aus der stromabwärts gelegenen großen Handelsstadt, ihm Ehre und Ruhm und voraussichtlich noch manchen ähnlichen Auftrag eintragen dürfte. Er hatte gesagt, daß nach mühevoller Arbeit das Werk jetzt bereit zum Transport liege, und so vollständig fertig sei, daß keine Diele, keine Latte daran fehle. Seinen zuverlässigsten Werkführer mit einigen seiner besten Arbeiter wolle er in den nächsten Tagen hinüberschicken, um auf dem schon vollendeten Unterbau sein Werk aufzurichten. Und jetzt war dieses schöne Werk gefährdet. Denn obgleich schon seit einigen Stunden an der Verladung gearbeitet worden war, so fehlte doch noch viel an der vollständigen Bergung. Und mit jeder Minute stieg das Wasser höher und machte die Arbeit schwerer und gefahrvoller.

Die Zuschauer aber machten ihrer Spannung durch Ausrufe und lebhaften Gedankenaustausch Luft. Werden die Menschen da drüben schneller sein als die Fluth? Das war die Frage, um welche sich die Unterhaltung drehte. Mit bangem Herzklopfen und athemloser Erwartung verfolgten Marie und Ernestine jede Bewegung am jenseitigen Ufer. Der Strom stieg mit erschreckender Schnelle. Immer breiter dehnte er sich aus, immer höher stiegen seine Wasser. Die kleineren und schwächeren Arbeiter mußten sich zurückziehen, nur die größten und stärksten Männer konnten noch Stand halten. Und Allen voran war es jetzt Ritter selbst, welcher mit Hand anlegte. Wo das Wasser am höchsten ging, da ragte seine Gestalt, wo es am schwersten zu heben und zu tragen galt, da stemmte seine Schulter sich unter. Schon bis über die Kniee hinauf standen die Männer im Wasser, schon hob die Gewalt der Fluthen die Balkenlage, auf welcher die zugerichteten Hölzer ruhten, aber keiner der Arbeiter wich zurück.

„In solchen Zeiten der Noth erprobt sich das Verhältniß zwischen Meister und Arbeiter," sagte Ernestine. „Er hat seinen Vortheil nie von dem ihrigen getrennt, jetzt lohnen sie es ihm!"

Vor Mariens Augen flimmerte es, wie war es möglich, daß nicht Jeder zu ihm stand, der ihn kannte! Ihr belebtes, erglühendes Gesicht, ihre feuchten Augen, ihre in athemloser Spannung halbgeöffneten Lippen boten einen seltsamen Kontrast zu den kalten, unbewegten Zügen der schönen Frau Lütten. Wo Marie einen starken und muthigen Helden sah, erblickte diese nur den Mann aus dem Volke, den Emporkömmling, der im Drange des Augenblicks zu den Gewohnheiten des Arbeiters zurückgreift. Der Mann drüben, der seine ganze Kraft nicht nur für die Erhaltung seines Eigenthums, sondern mehr noch für die Erfüllung seiner Kontrakte einsetzte, er war ihr in diesem Augenblick ganz unsympathisch. Durch ihr Opernglas beobachtete sie ihn ganz kühl und kritisch. Im

eleganten Abendanzug, da hatte er sie täuschen können, daß sie ihn für ihresgleichen hielt, aber ihn so sehen, wie er im Kreise seiner Gesellen mit schweißbedeckter Stirn arbeitete, das hieß ihr jede Illusion rauben. Waren es wirklich nur die hohen Wasserstiefel, die Hemdärmel und dies unter der schweren Arbeit erglühte Gesicht des Mannes, welche sie ernüchterten, oder wirkten die Beobachtungen des heutigen Morgens mit? Vielleicht hatten diese sie belehrt, daß sie ihre Zukunftspläne auf irrigen Voraussetzungen erbaut, daß der Mann, mit dem sie so lange gespielt, doch nicht ganz das gefügige Werkzeug in ihrer Hand sei, für das sie ihn gehalten. Gerade in dem Augenblicke, wo er begann, ihr begehrenswerth zu erscheinen, und wo sie sich herabgelassen hatte, ihm dies zu zeigen, gerade in diesem Augenblicke wandte er sich einer Anderen zu! Ihr Stolz half ihr diese Demüthigung überwinden Sie schob das Opernglas zusammen und wandte sich ab, dieser Mann hatte aufgehört, für sie vorhanden zu sein. Allerdings war das, was er besaß, eines bedauernden Rückblickes werth. Sie hatte sich im Geiste schon so oft als Herrin dieses stattlichen Hauses, dieses herrlichen Gartens gesehen, daß es ihr schwer wurde, ihren Sinn davon abzulenken.

Ein lauter jauchzender Ruf unterbrach ihren Gedankengang. Die Arbeit war vollendet, die Bergung gelungen! Eben stieß der letzte Kahn mit seiner werthvollen Ladung vom Ufer und trieb langsam, von den langen Ruderstangen der Schiffer gelenkt, der Strömung zu.

„Das war zur rechten Zeit fertig geworden!" rief Fräulein Ernestine aufathmend. „Sieh', wie das Wasser gurgelt und braust! Die Wellen gehen hoch wie Seewellen. Die arme Altstadt! Ich fürchte, die tiefgelegenen Straßen derselben werden bald unter Wasser stehen."

„Die armen, armen Menschen, wer doch da helfen könnte!"

„Fritz wird es thun, verlaß Dich darauf? Siehst Du, sie machen das große Boot flott! Er ist nicht der Mann, der bei einem solchen Unglück die Hände in den Schoß legt, wie Jene dort!"

Ein unwilliger Blick der Dame streifte die Herren, welche bisher unthätige Zuschauer gewesen waren. Auch sie schienen jetzt an den Aufbruch zu denken. Man müsse sehen, ob man irgendwo helfen könne, meinten sie, auch thäte es noth, sich zu überzeugen, ob das Speicherviertel etwa in Gefahr sei.

„Die Speicher sind sicher, aber die Altstadt ist bedroht, Ihr Herren!" sagte Herr Georg Stahl. „Seht, unser neuer Stadtrath geht uns mit gutem Beispiel voran. Da steigt er mit seinen wackeren Arbeitern in's Boot, um Hand an das Rettungswerk zu legen! Gehen auch wir, meine Herren!"

Der alte Herr lüftete den Hut und ging. die Anderen schlossen sich ihm an. Auch die Damen wandten sich zum Gehen, grüßend schritten sie an Marie und Ernestine vorüber und die Treppen empor. Die Gefahr der Altstadt nahm sie jedoch nicht so in Anspruch, daß sie nicht hier und da stehen blieben, um eine seltene Blume oder eine Gruppe zierlicher Gartenmöbel halbversteckt in blühendem Gesträuch, zu bewundern. Frau Lütten aber blickte weder rechts noch links. Was gingen Dinge sie an, die nicht ihr gehörten und auch nie ihr gehören würden? Gestern noch hatte sie die festen Kieswege des Gartens bewundert, heute entlockte das Lob von anderen Lippen ihr nur ein geringschätziges Lächeln. Dinge, die in keinem Zusammenhange mit ihrem eigenen Ich standen, waren ihrer Beachtung nicht werth.

Marie und Ernestine aber blickten dem Boote nach, das von kräftigen Armen getrieben mächtig gegen die Wogen ankämpfte und doch nur langsam vorwärts kam. Und während die Retter sich noch abmühten, schallten dumpfe Glockenklänge über das Wasser herüber. Es war der Angst- und Hilferuf, den die gefährdete Altstadt zu ihrer glücklicheren Schwester hinübersandte.

„O sieh', wie traurig und schrecklich!" rief Marie. „Da führt uns der Strom die Zeichen der Zerstörung zu; ärmlichen Hausrath, und doch mag er die einzige Habe einer ganzen Familie sein! Sieh', da kommt eine Wiege geschwommen, wo mag das Kind sein, das darin geruht?"

Mit verstörten Mienen schauten die Frauen auf die treibenden Trümmer. Plötzlich fuhr Marie auf und wandte sich rasch an ihre Gefährtin.

„Und die alte Frau Bork haben wir ganz vergessen. Tante! Sie steht so ganz allein, hat weder Mann noch Kinder, an ihre Rettung wird sicherlich Niemand denken!"

„Und sie am wenigsten! Wir können sie nicht zur Nacht in ihrem baufälligen Hause lassen," entgegnete Ernestine energisch, „sie muß herüber, Marie! Ich kenne die Alte, sie würde lieber ertrinken, als sich von ihren alten Schränken und Stühlen trennen. Es wird Mühe kosten, sie zum Gehen zu bewegen!"

„Ich gehe, Tante, ich hole sie!" rief das Mädchen, die Stufen hinanspringend.

„Warte, Kind, erst muß ich wissen, wie es drüben steht! Was gibt es, Heller, was bringen Sie mir?" wandte sie sich an einen Arbeiter, den sie oben in der Nähe des Hauses traf, „einen Zettel vom Meister?"

Während sie las, traten die Damen, die sich auf dem Perron vor dem Hause noch aufgestellt hatten, zu ihr heran. Man bestürmte sie mit Fragen, wie es in der Altstadt stehe.

„Schlecht, meine Damen! Die ganze Angerstraße steht unter Wasser und muß geräumt werden. Was? Das Haus des Schiffszimmermeisters Falk unbewohnbar? Er mit seiner Schwiegertochter und seinen vier Enkelkindern obdachlos, und sein Sohn, der Schiffskapitän, nicht zu Hause? Die drei Zimmer im Oberstock für sie bereit halten, das versteht sich, ich gehe gleich an's Werk!"

„Entschuldigen Sie, Fräulein Ritter, wenn ich mir die Frage erlaube, ob von den Zimmern die Rede ist, die neben unserer Wohnung gelegen sind?" fragte die Frau Kommerzienrath Kulland.

„Und die wir uns zu freier Verfügung vorbehalten haben, ja, gerade von diesen ist die Rede."

„Vielleicht ist Ihnen nicht erinnerlich, daß wir das Versprechen Ihres Herrn Bruders haben, sie nicht anderweitig zu vermiethen?"

„Wir vermiethen sie auch nicht, wir nehmen Gäste darin auf. Ich sollte meinen, daß dies uns frei stünde."

„Das ist ein sehr schöner Impuls, aber haben Sie auch die Folgen bedacht? Das gibt Kindergeschrei und Lärm. Es wird eine sehr unangenehme Nachbarschaft werden!"

„Der Annehmlichkeit wegen thun wir es auch nicht, Frau Kommerzienrath!" sagte Ernestine scharf.

„Wohl," mischte sich hier Frau Lütten in's Gespräch, „wenn Ihr Herr Bruder sein Versprechen umgehen will, so können wir es nicht hindern! — Mein Himmel, liebes Fräulein, erzürnen Sie sich nicht, bitte, ich hatte nicht die Absicht, etwas Kränkendes zu sagen. Im Gegentheil, ich erkenne an, daß in den Verhältnissen eine gewisse Entschuldigung dieser Rücksichtslosigkeit liegt. Aber da uns aus dieser nahen Nachbarschaft zahllose Unbequemlichkeiten entstehen werden, so hoffe ich, Sie werden dafür sorgen, daß uns persönliche Berührung mit diesen Leuten wenigstens erspart bleibt. Flur und Haupttreppe beanspruchen wir nach wie vor zu unserer alleinigen Benutzung."

„Das heißt, Sie stellen an meinen Bruder das Verlangen, er soll den Gast seines Hauses, den alten Freund seines verstorbenen Vaters über die Hintertreppe in sein Haus führen?" Die alte Dame maß ihr Gegenüber mit zornblitzenden Augen Sie schien noch mehr sagen zu wollen, aber plötzlich besann sie sich, machte rasch kehrt und trat ohne sich umzusehen in's Haus. —

Unterdessen hatte Marie ihren Gang bereits angetreten. Die Fähre, welche für die nördlich gelegenen Stadttheile den Verkehr zwischen Neustadt und Altstadt vermittelte, war des Hochwassers wegen nicht mehr im Gang. Sie mußte also die große Eisenbahnbrücke benutzen, die in der Nähe des Bahnhofes über den Strom führte. Sie legte die Strecke im schnellsten Schritt zurück. Auf der Brücke drängte sich eine jammernde, schreiende Menge zusammen. Neugierige, die sich die Ueberschwemmung ansahen, versperrten Denen den Weg, welche sich und ihre Habe an's jenseitige Ufer flüchten wollten. Nur mit Mühe konnte das Mädchen ihren Weg verfolgen. Sie wand sich durch das Gedränge, drückte sich an schreienden Menschenhaufen vorüber, und erreichte die Altstadt, als eben wieder alle Glocken von Neuem zum mahnenden Hilferufe einsetzten. Beflügelten Schrittes eilte sie dahin. Als sie in die Wasserstraße einlenkte, sah sie, daß keine Zeit zu verlieren sei. Der daneben fluthende Strom hatte fast die Höhe des Straßendammes erreicht. Rings in allen Häuschen der Straße herrschte angstvolle Thätigkeit. Kisten und Kasten wurden auf die Bodenräume geschafft, Kinder zusammengerufen und zu befreundeten Familien geflüchtet. Nur in dem Häuschen der alten Frau Bork herrschte die tiefste Ruhe. Als Marie in angstvoller Hast die Glocke zog, erdröhnte der Plankenzaun, der jenseit nach dem Strome hin die Straße einfaßte, unter dem Anprall der Wogen, und ein Wasserschwall drang durch die Fugen und schoß über das Pflaster hin. In bebender Hast riß das Mädchen nochmals am Glockenzug. Endlich — ihr erschien es, als hätte sie eine Ewigkeit gewartet — wurde die Thüre geöffnet, und das unverändert freundliche, harmlose Gesicht der alten Frau erschien auf der Schwelle.

(Fortsetzung folgt.)

Adolph v. Scholz.

(Mit Porträt auf Seite 345.)

Der gegenwärtige preußische Finanzminister Adolph v. Scholz, dessen Porträt die Leser auf Seite 345 finden, ist am 1. November 1833 zu Schweidnitz geboren als Sohn des dortigen geheimen Sanitätsraths Dr. F. A. Scholz, welchem im Mai 1883 der erbliche Adelstand verliehen wurde. Der jetzige Chef der preußischen Finanzverwaltung trat nach beendigten Universitätsstudien 1854 in den Staats-Justizdienst, welchen er jedoch 1860 mit dem Verwaltungsdienst vertauschte. Hier wirkte er zuerst als Justitiar bei der Regierung in Danzig, wurde in gleicher Eigenschaft nach Oppeln versetzt und dann zum Regierungsrath in Breslau befördert. Nachdem Scholz in wenigen Jahren bis zum Oberpräsidialrath vorgerückt war, wurde er 1871 als Hilfsarbeiter beim Kultusministerium nach Berlin berufen und machte sich in seinem neuen Wirkungskreise namentlich um das Volksschulwesen verdient. Im preußischen Landtage, in den er 1871 gewählt worden war, schloß er sich anfangs der großen konservativen Partei an, gründete jedoch bald gemeinsam mit seinen Collegen v. Köller, v. Rauchhaupt und v. Brauchitsch die Fraktion der Neu-Konservativen. Als Scholz Ende 1871 aus dem Kultus- in das Finanzministerium versetzt und zu Anfang 1872 zum geheimen Finanzrath und vortragenden Rath ernannt wurde und demgemäß sein Mandat niederlegen mußte, bewiesen ihm seine Wähler ihr Vertrauen, indem sie ihn bei der stattfindenden Ersatzwahl abermals ihre Stimmen gaben. Im Finanz-

ministerium bearbeitete er zuerst den Kultusetat, wurde 1876 mit der Aufstellung des Finanzetats für den gesammten Staat betraut und vertheidigte denselben mit großer Sachkenntniß im Landtage. Am 19. Juni 1880 ward Scholz in Anerkennung seiner Verdienste zum Staatssekretär des neugegründeten Reichsschatzamtes unter Verleihung des Charakters als Wirklicher Geheimer Rath mit dem Prädikat Excellenz ernannt. Als dann 1882 der bisherige preußische Finanzminister Bitter seine Entlassung nahm, wurde Scholz unter dem 2. Juli an dessen Stelle auf diesen wichtigen Posten berufen.

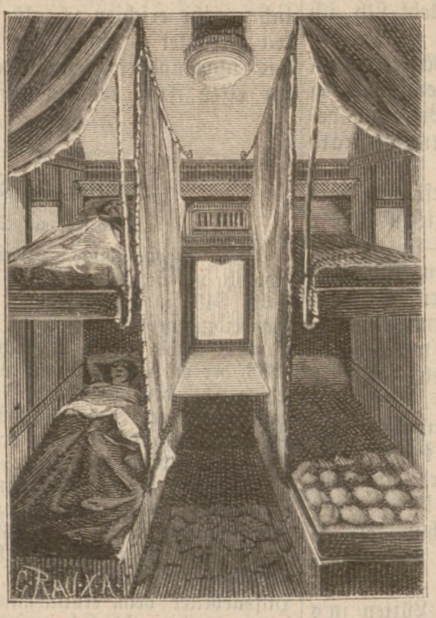
Der Orient-Expreßzug.

(Mit 4 Abbildungen.)

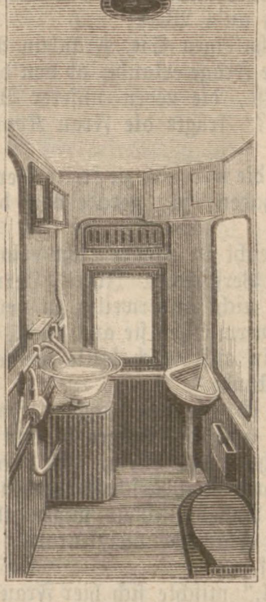
Der Orient-Expreßzug, mit dem man in etwa achtzig Stunden von Paris quer durch Europa über Wien und Giurgewo nach Konstantinopel fahren kann, erzielt gegen andere Schnellzüge einen Zeitgewinn von 25 Prozent. Bei Giurgewo muß man den Zug verlassen und auf einem Dampfer bis zur Station Rustschuk fahren; hier besteigt man wieder einen bereitstehenden Expreßzug und fährt bis Varna, von wo ein Dampfer die Reisenden bis nach Konstantinopel bringt. Die inneren Einrichtungen des Orient-Expreßzuges veranschaulichen unsere vier Abbildungen. Jeder dieser Expreßzüge besteht außer der Maschine aus zwei Schlafwagen, einem Restaurationswagen und zwei Gepäckwagen. Die Schlafwagen dienen bei Tage als Personen- und Salonwagen und haben auf jeder Schmalseite einen Eingang, von dem aus man in einen der Länge nach durchgehenden Korridor gelangt. Von diesem führen Thüren in die einzelnen Coupés, in denen bei Tage, wie die Skizze unten rechts gewahren läßt, je vier Personen bequem Platz finden. Jeder Wagen hat auch ein Wasch- und Toilettenkabinet (siehe die mittlere Skizze unten) für Herren und eines für Damen. Während der Nacht werden die breiten Divans der Coupés in je zwei Betten übereinander verwandelt (siehe links unten). Alle Gänge und Räume haben Gasbeleuchtung; jeder Wagen führt unter dem Boden in einem Blechcylinder eine entsprechende Quantität Gas mit. Den Glanzpunkt des Zuges bildet der Restaurationswagen, der gegen 14 Meter Länge hat und vier ineinander laufende Abtheilungen umfaßt: ein Damenboudoir, ein Rauch- oder Lesezimmer, den höchst elegant ausgestatteten Speisesaal und schließlich die Küche. Das obere Bild veranschaulicht das Innere des Speisesaales, in welchem in der Mitte ein Gang freigehalten ist, während sich auf der einen Seite Tische zu je vier, auf der anderen zu je zwei Gedecken befinden.



Der Speisesaal im Restaurationswagen des Orient-Expreßzuges.



Ein in ein Schlafcoupé umgewandeltes Saloncoupé während der Nacht.



Toiletten-Kabinet.



Ein Saloncoupé während des Tages.

Ansichten aus dem Innern eines Schlafwagens des Orient-Expreßzuges.

Hochzeitszug.

(Mit Bild auf Seite 349.)

Auf dem anmuthigen Gemälde C. Herpfer's, das unser Holzschnitt auf Seite 349 wiedergibt, sehen wir, wie sich in dem reichgeschmückten Treppenhause eines hocharistokratischen Palastes ein glänzender Hochzeitszug in der reichen Tracht der vornehmen Welt aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Stufen hinabbewegt. Unten tritt dem an der Spitze schreitenden jugendlich schönen Brautpaar mit ehrfurchtsvoller Verbeugung der würdige Kantor entgegen, um einige glückwünschende Worte zu sprechen, während ein allerliebstes kleines Mädchen der holden Braut einen Blumenstrauß überreicht. Eine andere Kleine bestreut den Weg des glücklichen Paares mit Rosen, und in einem seitwärts einmündenden Korridor haben sich hinter dem dort postirten Hatschier neugierige Zuschauer und Zuschauerinnen aufgestellt. Das Bild ist mit sicherem Blick für die malerische Wirkung entworfen und mit vollendeter Technik ausgeführt, so daß man sich mitten in die festliche Scene hinein versetzt fühlt.

Wie ich im Moskowiterlande freite.

Eine Erzählung aus schwerer Zeit.

Von

Hanns v. Spielberg.

(Nachdruck verboten.)

Wir waren Nachbarskinder, die kleine Grethe und ich. Mein Vater hatte in dem Städtchen Sternberg in der Mark Brandenburg ein Haus und auch einige Acker Landes, die ihn neben seinem Schreinerhandwerk redlich nährten. Der Garten aber, der dem alten Nachbar Sievers gehörte, stieß mit dem unseren zusammen, und die Obstbäume ragten aus dem einen in den anderen, also daß wir manchmal nicht wußten, was von den Pflaumen mein oder dein sei.

Die Grethe Werkenthin nun war des alten Sievers Enkelkind und lebte bei ihm mit ihrer Base Gertrud, da ihre Mutter todt und ihr Vater in der Fremde war, im Moskowiterland, sagten sie. Und das war so gekommen. Die Mutter der Grethe, Sievers' einzige Tochter nämlich, war früh aus dem Hause gegangen und hatte sich in Berlin einen Dienst gesucht. In der Hauptstadt lernte sie — es war anno 1785 — den aus Berlin gebürtigen Kammerdiener des russischen Grafen Tolstoi kennen, und ehe



Hochzeitszug. Nach einem Gemälde von C. Herpfer. (S. 348)

man sich's versah, waren Beide ein Paar. Nun mußte sie aber mit nach dem kalten Rußland, worüber der Großvater zuerst sehr ergrimmt gewesen war. Als aber nachher die Anna Marie geschrieben hat, wie gut es ihr ginge, hat er sich sachte beruhigt. Dann nach etlichen Jahren ist die Anna Marie zum Besuch gekommen und hat auch ihr kleines Töchterchen, die Grethe, mitgebracht, was ihr schwerlich möglich gewesen wäre, wenn nicht gerade der Herr ihres Ehemannes auch nach Deutschland gereist wäre.

Kaum war die junge Frau aber einige Wochen daheim, so legte sie sich hin und starb. Nun wollte der Großvater sein Enkelkind nicht wieder fortlassen, und zuletzt mußte der Vater wohl oder übel ja sagen, daß es in Sternberg blieb. So wuchs Grethe lustig heran und es war ihr nichts lieber, als tollen und springen und spielen — dabei hielten wir Beide denn tapfer zusammen und hatten uns herzlich lieb. So kam das Jahr 1800 und die blonde Kleine mit den blauen Augen war gerade acht Jahr geworden, als mein zwölfter Geburtstag gefeiert wurde. Da hatten die Alten beim Bier beieinander gesessen und miteinander geflüstert und gelacht. Ich dummer Bursche verstand ja freilich kaum, was sie sagten, aber so viel merkte ich doch, daß sie immer auf uns Beide deuteten und uns ein Pärchen nannten, das war mir schon ganz recht so, und ich sagte der Grethe laut vor Allen, daß ich sie heirathen wolle, worauf die Anderen ein gewaltiges Gelächter aufschlugen.

Des anderen Tages aber kam die Trude in aller Frühe gelaufen und meldete schluchzend, daß sie den alten Sievers todt im Bette gefunden habe, er war plötzlich am Schlagfluß gestorben. Nachdem nun mein Vater als gerichtlich eingesetzter Erbschaftsverwalter das Anwesen verkauft hatte, ist Grethe mit der alten Base ganz zu uns gezogen, und die Beiden haben in dem kleinen Dachstübchen gewohnt und an unserem Tische gegessen. So waren Grethe und ich dann noch viel mehr als früher zusammen, bis nach fünf oder sechs Monaten ihr Vater, ein schön gewachsener Mann und fast wie ein Edelmann gekleidet, eintraf, um sie abzuholen. Das drückte mir freilich fast das Herz ab, und der Grethe selbst fiel's wohl ebenso schwer. Wir gingen noch einmal hinüber nach dem Haus des alten Sievers und nahmen von jedem Winkel Abschied, dann wanderten wir Arm in Arm durch den Garten und schließlich weinten wir zusammen bittere Thränen auf dem einsamen Friedhof an Großvaters Grab, und dann fiel mir die Kleine immer und immer wieder um den Hals und schwur, mich allezeit recht lieb zu behalten. Aber so jung ich war, mußte ich doch daran denken, wie weit es bis zum Moskowiterlande sei, und ich hatte also wenig Hoffnung auf ein Wiedersehen. Als dann endlich — ich weiß es noch wie heute, es war gerade am Tage des Frühlingsanfangs anno 1801 — die Kutsche vorfuhr, und ich die Grethe zum letzten Mal sah, da dacht' ich, ich müßte sterben, war aber doch ganz stille und weinte nur leise, daß ihr der Abschied nicht noch schwerer werde. Wie sie aber wirklich fort war, ging ich in mein Kämmerlein und betete herzinniglich, daß es ihr wohl ergehen möge in der Fremde und sie mich nicht vergessen solle.

Die Jahre vergingen. Ich war kräftig herangewachsen, hatte meine Lehrzeit gut bestanden und that meinem Vater in der Werkstatt wacker Hilfe. Von der Grethe Werkenthin war zuerst mehrmals Nachricht gekommen, dann aber nicht mehr. Es hing das wohl mit den Kriegsläuften zusammen, womit damals der Bonaparte alle Welt beunruhigte; vielleicht auch, wer konnte es wissen, war meine Grethe im fernen Lande gestorben.

Inzwischen war die schwerste Zeit über unser armes Preußenland gekommen. Anno 1806 hatte der Napoleon uns überfallen und in zwei großen Schlachten unser Heer geschlagen. Es war eine böse, böse Zeit. Der Kaiser der Franzosen, wie er sich titulirt hat, nahm unserem König die schönsten und besten Provinzen fort und ließ dem kleinen Preußen, das dann noch blieb, schier unerschwingliche Steuern und Lasten auferlegen und drückte es mit Einquartierung, daß Edelleute, Bürger und Bauern fast verzagen wollten.

Aber das Schlimmste sollte doch noch kommen, nämlich, daß wir Preußen gezwungen wurden, mit gegen den moskowitischen Kaiser zu marschiren. Gerade zu der Zeit mußte ich als Bombardier bei der Artillerie eintreten Es war ein böser Krieg, schrecklich und grausam — wenn er mir schließlich auch viel Glück und Segen gebracht hat. Zuerst freilich ließ sich Alles gut und prächtig an, und ich kann's nicht leugnen, als wir so in der großen Armee die Kriegsgenossen von ihrem Ruhm und ihren Siegen erzählen hörten, da wurden auch wir von der Begeisterung für den gewaltigen Kriegsmann Napoleon angesteckt. Wenn er einmal an unseren Reihen vorüberritt, und das „Vive l'empereur!" rings um uns im stürmischen Zuruf erschallte, wer konnte sich da dem mächtigen Eindruck verschließen?

Wie wir aber nach Rußland selbst kamen, fingen lange, ehe wir noch einen Feind gesehen, die Leiden an. Endlose Märsche, Bivouaks auf Bivouaks, schlechte, ja oft gar keine Verpflegung brachten uns bald von Kräften. Und während wir uns vor der fürchterlichen Kälte gefürchtet hatten, brannte — es war im August — die Sonne, als ob wir weit im Süden wären; kein Wasser gab es weit und breit, keine Städte, selten ein Dorf.

Endlich kamen wir in's Gefecht; erst bei Smolensk, und dann anfangs September bei Borodino. Nur mit schweren Opfern konnte Napoleon den Sieg erkaufen, aber der Weg nach Moskau war wenigstens frei und mit der Besitznahme der großen Hauptstadt glaubten wir ja Alle, vor Hunger halb verzagt, wie wir waren, den Krieg beendet zu haben. Es war daher ein mächtig Jauchzen, als wir am 14. September die schöne Stadt mit ihren zahllosen Thürmen, ihren goldenen Kuppeln und den rothen Dächern vor uns sahen.

Wie so ganz anders doch Alles kommen sollte! Vier Uhr schlug es von den Thürmen, als wir einrückten. Es war unheimlich still auf den Straßen, nur schlechtes Gesindel ließ sich blicken, alle Häuser waren verschlossen, wir sollten auf dem großen Platz am Kreml, den Kaiserpalast, geschlossen bivouakiren. Aber kaum hatten die obersten Offiziere, die mit starken Wachen in den Palästen ringsum einquartiert waren, sich entfernt, so lief Alles auseinander, um Lebensmittel zu suchen.

Was mir während des langen Marsches am Herzen gelegen hatte, war, daß ich in Moskau nach dem Hause des Grafen Tolstoi fragen wollte, um über Grethens Schicksal Gewißheit zu erhalten. So schloß ich mich denn zwei Kameraden an, welche an die Thür eines nahen prächtigen Hauses anklopften, um Nahrungsmittel zu erbitten. Bald wurde vorsichtig von einem stattlichen Manne geöffnet, welcher uns bat, sein Haus und die Seinen zu schonen. Der Mann kam mir sogleich auffallend bekannt vor, ich sann aber vergebens nach, wo ich ihn schon gesehen. Wie er aber dann uns untereinander deutsch sprechen hörte, heiterte sich sein trübseliges Gesicht plötzlich auf, und als wir ihm gar sagten, daß wir Preußen seien, schreit er freudig auf, daß er ja auch aus Preußen stamme, und die dicken, schweren Thränen laufen ihm über den weißen Bart. Da bringe ich denn nun meine Frage an, ob er nicht einen Berliner, Namens Werkenthin, kenne, der bei dem Grafen Tolstoi in Dienst gestanden habe. Kaum aber hab' ich's ausgesprochen, so sagte er bewegt: „Der bin ich ja selbst und dies ist der Palast des Grafen Tolstoi!"

Nun konnte ich mich nicht mehr halten, fiel ihm um den Hals und mußte ihn herzen und küssen. Ob er mich denn nicht mehr kenne, rief ich dazwischen, ich sei ja der Hermann Schmidt aus Sternberg, und ob denn seine Tochter, die Grethe, noch lebe?

Da lachte er mitten in Thränen und sagte: „Gewiß, mein Sohn!" Wollte sie auch gleich rufen, freilich sei sie im Keller versteckt, weil sie Alle so große Sorgen wegen der schlimmen Feinde gehabt hätten. Ich sah betrübt auf meinen abgerissenen Anzug, ich hätte der Grethe so nicht unter die Augen treten mögen. Werkenthin holte aber schnell für uns einen großen Korb mit Leibwäsche und Stiefeln, und ehe eine Viertelstunde verging, kamen wir uns wie neugeboren vor.

Und dann führte er mich in ein anderes Gemach, und wie ich die Thüre aufmachte, fiel mir ein hochgewachsenes Mädchen um den Hals und wir weinten und schluchzten Beide. Wie schön war die Grethe geworden! Eine schlanke Gestalt, ein Gesicht wie Milch und Blut mit blauen treuen Augen, und um das schön geformte Köpfchen zwei blonde Zöpfe geflochten. Und dabei war sie ganz die alte Spielkamerädin von anno 1800 geblieben. Bald fragte sie auch nach Vater und Mutter und erzählte, daß sie mehrmals geschrieben, die Briefe müßten wohl verloren gegangen sein.

So sitzen wir noch plaudernd beisammen, als plötzlich draußen Alarm geschlagen wird und ein heftiges Geschrei beginnt. Wir dachten nicht anders, als der Feind sei vor den Thoren. In aller Eile nahmen wir Abschied von den lieben Landsleuten und liefen so schnell unsere Beine uns tragen mochten nach dem Sammelplatz. Nicht die Kosaken sollten wir aber bekämpfen, sondern das schreckliche Element des Feuers. An vielen Stellen der Stadt waren nämlich zugleich die Flammen empor gelodert — die Russen hatten das wohl vorbereitet, damit Moskau, auf das Napoleon alle Hoffnung gesetzt, werthlos für uns würde.

Die Feuersbrünste waren bald so übermächtig, daß wir brennen lassen mußten, was brennen wollte Nicht lange und die ganze Stadt mit Ausnahme des Viertels, wo wir standen, und wo glücklicherweise auch Werkenthin's wohnten, war ein gewaltiges Flammenmeer, Haus um Haus, Straße um Straße brannten ab. Endlich merkte auch der Kaiser daß die Russen den Brand selbst angelegt, es wurden auch Mehrere von dem zurückgebliebenen Gesindel beim Feueranlegen gefaßt, und Napoleon gab den Befehl, alle Brandstifter auf der Stelle aufzuhängen. Weiterhin wurde uns dann angekündigt: da Moskau nicht zu retten sei, so gebe der Kaiser den Truppen die Erlaubniß, „zu nehmen, was sie bedürften," d. h. zu plündern; nur die von hohen Offizieren belegten Häuser, vor denen Schildwachen stünden, sollten verschont werden. Unter den Truppen herrschte großer Jubel über den Befehl, ich aber, den Vater und Mutter gelehrt hatten, fremdes Gut zu achten, war empört darüber.

Zugleich fiel mir plötzlich schwer auf die Seele, daß ja nun auch Werkenthins die Plünderung, wenn nicht Schlimmeres bevorstände Da galt es also schnell zu handeln. Ich beredete meine beiden Kameraden, sie sollten sich mit mir zum Schutz der lieben Landsleute als Schildwache vor dem Hause aufstellen. Gesagt, gethan! Wir schulterten also unsere Gewehre und marschirten los. Wie wir aber bei dem Hause ankommen, ist die Thüre weit offen

und drinnen ein greulicher Lärm. Im zweiten Zimmer steht eine Rotte Franzosen, die den armen Mann gebunden vor sich liegen haben, und einer will ihm eben mit der glühenden Feuerzange auf die Fußsohle brennen, indem er schreit: „Wo hast Du, Hund, das Geld versteckt?" Und daneben liegt meine Grethe auf dem Boden und ringt mit einem anderen von den Schurken. Ich fahre wie der Blitz auf diesen los und haue ihm gleich mit dem Kolben meiner Muskete so auf den Schädel, daß ihm Hören und Sehen vergeht; die beiden Kameraden machen indeß Werkenthin frei und dann werfen wir das ganze Räuberpack zum Hause hinaus. Auch des Weiteren gelang es uns, die Plünderer fern zu halten, indem wir uns verabredetermaßen als Wachtmannschaften aufstellten, bis nach drei Tagen wieder etwas Ordnung eintrat und Napoleon den größten Theil der Truppen außerhalb der Stadt in ein großes Lager zusammenzog.

Wir Preußen, zu denen der Kaiser ein merkwürdiges Vertrauen hatte, weil er wohl von unserer strengen Zucht gehört, durften neben seinen Garden in der Stadt bleiben, und so war ich meinen lieben Landsleuten immer nahe. Am liebsten hätte ich damals schon die Grethe gefragt, ob sie meine Ehefrau werden wollte. Ich traute mich aber nicht, weil ich ja nur ein armer Kanonier war, und der nächste Tag uns wieder trennen konnte.

Da kam am 18. Oktober plötzlich der Befehl zum Abmarsch, und ich hatte gerade noch Zeit, um Werkenthin's Lebewohl zu sagen. Wie ich nun die Grethe zum letzten Mal umarme, fängt sie schrecklich an zu schluchzen. Ob ich denn nicht dableiben könne — ich müßte sie wohl gar nicht lieb haben, daß ich wieder mit den schändlichen Franzosen fort wolle! Mir wird's siedend heiß um's Herz, ich mußte ihr aber doch sagen, daß ich meinen Soldateneid nicht brechen dürfe! Darauf weinte sie immer mehr.

„Ich seh' Dich nimmer wieder, Hermann," rief sie und wollte mich gar nicht los lassen. Da merkte ich denn, daß sie mich wirklich herzlich liebte, und gab ihr den ersten Kuß als meiner Braut. Draußen aber rasselten die Trommeln und klangen die Hörner zum Abmarsch. Ich riß mich also endlich los, küßte sie noch einmal und eilte dann schweren Herzens und doch hoch beglückt hinweg.

Als ich nun so dahin marschirte auf der langen Landstraße in der engen Marschkolonne, da fiel mir der Gedanke gar schwer auf's Herz, ob ich Grethe denn auch glücklich würde heimführen können. Und doch wußte ich nicht einmal ganz, welche Gefahren mir bevorstehen sollten. Hunderte von Meilen durch Wälder, Sümpfe und Steppen führte unser Weg, das ganze Land war entvölkert und Nahrungsmittel nirgends zu finden, vor Allem aber begann der Winter mit seinen Schrecken hereinzubrechen. Unsere Reihen wurden licht und lichter. Die Kameraden fielen vor Hunger und Kälte täglich zu Tausenden — es war herzzerreißend.

Als wir endlich nach furchtbaren Mühsalen und Entbehrungen am 28. November den großen Beresinafluß erreichten, hörte ich, daß unsere Offiziere erzählten, von der ganzen Armee seien nur noch 30,000 Mann unter den Waffen — 30,000 Mann, der Rest von einer halben Million! Nur zwei Brücken waren über den Fluß geschlagen und mit der Raserei der Verzweiflung drängte auf sie die wilde, wirre Masse von Menschen ein — Jeder suchte nur sich zu retten! Wie nun gar die eine Brücke brach und die Verzweiflung auf das Höchste stieg, denn der Feind drängte immer heftiger, da dachten wir, es wäre unser letztes Stündlein gekommen. Aber ich sollte auch diesen Tag des Schreckens überstehen und glücklich über die Brücke gelangen — mein Geschick ereilte mich erst eine Woche später. Wir schleppten uns, von dem Corps abgekommen, trübselig neben der großen Heerstraße einher, da erschallte hinter uns der Schreckensruf: „Die Kosaken, die Kosaken!" Jede Gegenwehr war diesmal umsonst, wir wurden umzingelt und gefangen.

Zuerst dachten wir wohl, es würde uns an's Leben gehen; ganz so schlimm kam es aber doch nicht, sondern nachdem uns die Kosaken unsere Waffen fortgenommen und unsere Taschen visitirt hatten, hieß es marsch in Gefangenschaft!

In kleinen Tagemärschen wurden wir so die große Straße zurücktransportirt — die Straße nach Moskau. Ihr könnt Euch denken, wie mir zu Muthe war, als es wieder auf die Kaiserstadt losging. Freilich sie wiederzusehen, meine Gretke, durfte ich ja kaum hoffen, denn wir wurden viel zu streng bewacht, und ich dachte sicher, sie würden uns um die große Stadt herumführen. Es kam aber anders. Als wir die schönen Kuppeln des Kreml aus dem großen Schutthaufen emporragen sahen, die wir vor drei Monaten mit so ganz anderen Hoffnungen begrüßt, hieß es plötzlich: es geht doch durch die Stadt. Sie wollten uns dort nämlich im Triumph dem Pöbel zeigen. Kaum lag aber das breite Thor hinter uns, so konnte die Bedeckung uns kaum vor den Stößen der schimpfenden Menge schützen. Schritt für Schritt nur kamen wir vorwärts; da, denkt Euch, führte uns unser Weg gerade nach der Twerskoistraße, in der meine Grethe wohnte. Als ich das merkte, schlug inmitten aller Angst mein Herz hoch auf! Jetzt also biegen wir um die Ecke, nur noch drei oder vier Häuser von des Grafen Palast — und wahrhaftig, dort am Thor steht mein künftiger Schwiegervater und hinter seinen breiten Schultern schaut das blonde Köpfchen meiner Grethe hervor. Da wurde mir unsäglich froh und doch gar schwer und ängstlich zu Muthe, ich hatte meine Augen nur immer fest auf die liebe Gute gerichtet, der ich nun einen Gruß zurufen zu können hoffte. Wie ich aber vielleicht noch zehn Schritt entfernt war, drängt sich ein ungeschlachteter Kerl von dem Straßengesindel zwischen uns, holt aus und versetzt mir mit der geballten Faust einen Schlag in's Gesicht, daß ich taumele und es mir wie Feuer in den Augen brennt. Ich sehe nur noch, wie die Grethe auf mich zeigt und höre sie rufen: „Vater, sieh' nur die Rohheit!" Dann breche ich zusammen und schlage ohnmächtig der Länge nach hin.

Als ich wieder aufwachte, lag ich mit verbundenem Kopf in einem schönen Gemach und an meinem Bett saß Werkenthin. Mein erster Gedanke war natürlich an meine Grethe, ich richtete mich also auf und rief ihren Namen, aber der Vater drückte mich sanft in die Kissen zurück und sagte, ich solle ruhig sein und mich schonen, es werde Alles gut werden. Mir fielen auch gleich wieder die Augen zu, und ich habe viele Tage im schweren Fieber gelegen. Ungemach half mir aber meine gute Natur doch durch. Ich erkannte dann auch Grethe, die fast nicht von meinem Bette gewichen war, und konnte ihr leise die Hand drücken. Sie aber erzählte mir, sie habe zuerst nicht gewußt, daß ich derjenige sei, den der Russe auf der Straße geschlagen. Als sie mich dann aber erkannt hätten, habe der Vater um die Erlaubniß gebeten, mich in Pflege zu nehmen. Und nun solle ich nur machen, daß ich schnell wieder gesund würde.

Dann hörte ich auch, wie inzwischen unser preußischer General York mit seinen Corps sich von den Franzosen getrennt und unser König schließlich mit den Russen gemeinsame Sache gemacht hatte. Auch war schon dunkle Kunde gekommen, daß ganz Deutschland sich gegen die französische Gewaltherrschaft erhoben habe, und so hofften wir Alle, daß es nun mit dem Napoleon zu Ende gehen werde.

Als ich dann wieder bei Kräften war, litt es mich nicht mehr in der Fremde. Wo meine Kameraden für das Vaterland kämpften, da mußte ich auch sein und die Grethe gab mir als echtes deutsches Mädchen Recht. Ich schnürte also meinen Bündel, nahm schmerzlichen Abschied und ging mit dem nächsten russischen Transport nach Westen.

Das Gefühl, das ich empfand, als ich zum ersten Mal wieder auf preußischem Boden stand, kann ich nicht schildern; dicke schwere Thränen sind mir über die Backen gelaufen und ich habe laut aufjubeln müssen vor Glück und Freude. Dann aber bin ich, ehe ich mich stellte, nach Sternberg geeilt und habe die Eltern an's Herz gedrückt, ihnen auch gemeldet, daß ich ihnen bald die Grethe als gute Tochter in's Haus bringen würde.

Doch ich will kurz sein. Es war eine große Zeit damals und ich habe auch frohen Antheil an ihr gehabt. Bei Wartenburg und bei Leipzig, bei Laon und vor Paris haben wir die Franzosen ordentlich geklopft, und daß ich auch dabei war, das bezeugt auch wohl hier das schwarze Kreuz von Eisen, das mir mein König verliehen hat!

Von der Grethe hatte ich selten Nachricht erhalten, mit dem Briefschreiben war's damals nicht so bestellt, wie heute. Es war ja auch genug, wenn ich wußte, daß sie wohl war. Ich dachte so bei mir, daß ich nach dem Friedensschluß wieder nach Moskau reisen müßte, mir mein Eheweib zu holen. Es sollte aber wiederum ganz anders kommen.

Kaum sind wir wieder, nachdem sie den Napoleon auf der Insel Elba dingfest gemacht hatten, im lieben Vaterland angekommen, so hat man uns, die wir schon 1812 mit in's Feld gezogen, nach der Heimath entlassen. Ich eilte also, so schnell zwei gute Pferde einen Wagen ziehen, nach Sternberg. Wie ich da über den letzten Berg kam und die alte Kirchthurmspitze und den kleinen See sah, da bin ich wie närrisch im Wagen aufgesprungen, daß der Kutscher laut gelacht hat. Dann aber bin ich ganz, ganz heimlich an unsere Gartenpforte geschlichen; dorten hab' ich erst eine Weile anhalten müssen, weil mir der Athem ausgegangen war vor Freude. Wie ich nun so dastehe, höre ich drinnen Stimmen und plötzlich nennt Jemand meinen Namen. Da zuckt's mir wie ein Blitzstrahl durch die Glieder — das mußte die Grethe sein. Ich reiße also die Gartenthüre auf, stürze hinein und richtig: da sitzen sie Alle in der Jelängerjelieber-Laube und denken wohl, es ist mein Geist der so hereinstürmt. Zuerst waren sie ganz starr, als ich aber meine liebe Grethe, die mit ihrem Vater nach Deutschland gekommen, und die Eltern erst ordentlich geküßt hatte, da haben sie wohl gemerkt, daß es kein Gespenst, sondern ihr Fleisch und Blut war, das glückstrahlend vor ihnen stand.

Noch glückstrahlender haben wir Beide aber ausgeschaut, als nicht lange darauf der Pfarrer unsere Hände ineinander gelegt und unseren Ehebund eingesegnet hat. Und gesegnet ist er geblieben alle Zeit — die Stunde, die uns im fernen Russenland zusammengeführt und geeint hat, haben wir unser Leben lang dankbar gepriesen.

Mannigfaltiges.

Ein Freund Friedrich's des Großen. — Zu den Freunden, welche dem großen Könige am nächsten standen und zu der berühmten Tafelrunde von Sanssouci zählten, gehörte der Oberst Guichard, genannt Quintus Icilius, der, aus Magdeburg gebürtig, zuerst studirt, dann Kriegsdienste in den Niederlanden geleistet hatte

und im Jahre 1758 auf die Empfehlung der Herzogs von Braunschweig mit König Friedrich dem Großen genauer bekannt geworden war. Einst kam das Gespräch — es war Ende Mai 1759 — auf jenen tapferen Centurio, der bei Pharsalus mit seiner Truppenabtheilung durch die schräge Schlachtordnung, durch welche bekanntlich Friedrich bei Leuthen gesiegt hatte, die Armee des Pompejus überflügelt hatte. Friedrich bewunderte diesen gewandten Centurio, den er irrthümlich Quintus Cäcilius nannte. Guichard, der dies hörte, korrigirte den Namen in Quintus Icilius. Da der König auf seiner Behauptung bestand, so holte jener den Polybius und sagte: „Eure Majestät, der Centurio hieß doch Quintus Icilius.“ — „Nun,“ antwortete der große König launig, „dann soll Er von nun an nicht mehr Guichard, sondern Quintus Icilius heißen!“ Am nächsten Tage hatte Guichard ein Majorspatent als Quintus Icilius. Unter diesem Namen kommandirte er in den folgenden Feldzügen ein Freibataillon. Seine Entfremdung vom Könige, dem er in den Friedensjahren immer näher getreten war, kam auf eine merkwürdige Weise. Im Jahre 1770 verlobte sich der Oberst Icilius mit einer Tochter des Generals v. Schlabrendorf und bat den König um seinen Konsens zur Heirath. Friedrich wies ihn ab, weil er nicht wünschte, daß seine Busenfreunde heiratheten. Seitdem sprach Icilius, der täglich an der königlichen Tafel speiste, kein Wort mit dem Könige und schmollte. „Quintus,“ sagte eines Tages der große König bei Tafel, „wie wäre es, wenn ich Ihre Lebensgeschichte schriebe?“ — „Immer zu, Eure Majestät,“ antwortete der Oberst kalt. — „Dann würde ich sagen,“ fuhr der König fort, „Friedrich II. würdigte einen gewissen Guichard der Ehre seines Umganges, doch verdiente es dieser gar nicht!“ — „Dann wird die Nachwelt sagen,“ fiel Icilius ein, „es war schlimm für den König, daß er so wenig Menschenkenntniß besaß!“ — Der König blieb bei dieser groben Antwort ruhig. „Dieser Guichard,“ fuhr er dann fort, „war Oberst und plünderte mit seinen Soldaten auf's Aergste.“ Um dies zu verstehen, wollen wir hinzufügen, daß Icilius sich allerdings durch die Plünderung des sächsischen Lustschlosses Hubertsburg am 22. Januar 1762 einen wenig ehrenvollen Namen gemacht hatte. Quintus gerieth aber durch die Worte des Königs gar nicht in Verlegenheit. „Was meine Plünderungen betrifft, so wissen Eure Majestät,“ rief er über den Tisch, „daß wir immer redlich die Beute getheilt haben!“ In dieser peinlichen Art und Weise ging das Gespräch bis zum Schluß der Tafel fort. Als der König mit seiner Tafelrunde im anstoßenden Saale den Kaffee einnahm, vermißte er Icilius und bat den Propst Bastiani, nach ihm zu suchen. Als dieser seinen Auftrag bei Icilius ausgerichtet hatte, schrie ihn dieser wüthend an: „Sagen Sie dem König, wenn er mich zum Hofnarren haben wollte, so müßte er mich besser bezahlen!“ Damit mußte Bastiani abziehen und dem Könige wahrheitsgetreu die Empfehlung des Obersten überbringen. Die ganze Gesellschaft war starr über die Kühnheit des Quintus Icilius, nur der König lachte. „Sie wissen nicht,“ sagte er, „warum der Oberst so wüthend ist, ich wollte ihn vor einem thörichten Streich bewahren, morgen wird seine Laune schon besser sein.“ Aber Icilius begab sich noch am selben Tage von Sanssouci nach Potsdam und bat von dort aus noch einmal um seinen Heirathskonsens. Friedrich warf das Schreiben bei Seite. In kurzen Zwischenräumen folgten sechs neue Eingaben, erst die siebente beantwortete der König mit der kurzen Randbemerkung: „Quintus, ich will Ihnen verzeihen, wenn Sie versprechen wollen, so lange ich lebe, nicht zu heirathen!“ Quintus Icilius antwortete trotzig, er verlange keine Gnadenbezeugungen, sondern nur das Recht, das Jedem zustände, nämlich zu heirathen. Da erst unterschrieb Friedrich der Große den Konsens, aber von da an war es auch mit dem vertrauten Umgang mit Icilius vorbei. Der Oberst zog mit seiner jungen Frau nach seinem Gute Wassersuppe bei Rathenow, und starb bereits fünf Jahre später am 15. Mai 1775. [J.]

Humoristisches.



Scharfer Geruchssinn.

Zwei Freunde haben eine Kneiperei mitgemacht und bis tief in die Nacht geschwärmt. Am Tage darauf gehen sie im Stadtpark spazieren. Da springt plötzlich ein Hund auf den einen der Beiden zu und ist weder durch Schläge noch Drohungen fortzubringen.

A.: Was mag denn der dumme Hund haben?

B.: Er riecht wahrscheinlich den Kater in Dir.



Fatal.

Kanzleidiätar: Ich melde mich gehorsamst vom Urlaub zurück!

Rath: Nun, haben Sie Ihren Onkel noch lebend angetroffen oder war er schon todt, als Sie ankamen?

Kanzleidiätar: Nein, Herr Kanzleirath, mein Onkel war schon wieder besser, die Reise ist leider umsonst gewesen.

Zu gelehrt. — Die Prinzessin von A., welche eine Zeit lang für die Auserwählte des Prinzen von B. galt, soll eine sehr gelehrte, des Lateinischen kundige Dame und überhaupt männlichen Geistes gewesen sein, und als der Prinz am Hofe ihres Vaters weilte und Jemand an der Tafel den Ausdruck „mulier taceat in ecclesia“ (das Weib schweige in der Gemeindeversammlung) brauchte, erwiederte die Prinzessin rasch: „et vir in domo“ (und der Mann im Hause), welche Aussicht auf den Pantoffel den Prinzen so erschreckte, daß er unverrichteter Sache abreiste, und die Prinzessin wohl denken mochte, daß sie auch „an der Tafel“ besser geschwiegen hätte. [Pr.]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 45.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 43:
Guter Rath ist theuer, schlechter nicht minder.

Räthsel.

Mit G sind wir des Landmanns Freude;
Mit d thut's Keiner, der nicht muß;
Mit F stets wechselnd mit dem Kleide,
Mit N das End' von Hieb und Schuß!

Auflösung folgt in Nr. 45. Emil Root.

Arithmogriph.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9 eine Naturerscheinung. 2. 3. 6. 1. 2. 7. 2 ein Strom. 3. 6. 2. 1. 6 ein Fluß in Transkaukasien. 4. 2. 5. 7. 8 eine Waffe. 5. 6. 1. 7. 2. 5. 1 eine Stadt in England. 6. 4. 2. 5 ein Götzenbild. 7. 2. 1. 4. 2. 3 ein Raubvogel. 8. 2 7. 8. 8. 2. 3. 1 ein Berg. 9. 8. 2. 3. 1 eine deutsche Stadt.

[Jochim Borchert.]

Auflösung folgt in Nr. 45.

Auflösung des Buchstaben-Räthsels in Nr. 43:
Kreis — Reis — Eis.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt, gedruckt und herausgegeben von
Hermann Schönlein in Stuttgart.